

der Hand, nach Gedanken, statt aus Stimmungen, und braucht bloß zu denken, daß die Hörer Leser geworden sind, taube Leser mit den Augen, von der Zeitung weg, zwischen zwei Geschäften, um die ganze Uncultur und Bewilderung dieser armen und entarteten Zeit zu fühlen.

Viele bemühen sich, ihr zu helfen, und aus diesem guten, aber ängstlich hastigen und so unberathenen Drange kommen manche wunderliche Pläne her. So hat jetzt ein Franzose, Herr Adolphe Thalasso, ein merkwürdiges Buch geschrieben: „Résurrection des Cours d'Amour“.

Er preist da die Glorie der Troubadours und mahnt, ihren Sitten zu folgen. So etwas, wie einst die Très Gaye Compagnie des sept troubadours de Toulouse gewesen, möchte er stiften: einen Verein für „Jeux littéraires publics“. Ein Theater soll gemietet werden, jeder Dichter, der sich melden würde, dürfte seine Verse sprechen und die Menge hätte am Ende nach ihrer Begeisterung und Lust den Glücklichen zu wählen, dem eine schöne Frau lächelnd ein goldenes Weibchen reichen müßte.

In diesem Sinne können die Vereine wirken, die sich jetzt in den Provinzen zur Pflege der localen Dichtung bilden.

Die Woche.

Die Politischen Notizen und der politische Leitartikel befinden sich im Politischen Beiblatt.

Volkswirtschaftliches.

Die Wiener Börse ist andauernd fest und läßt sich in ihrer Tendenz weder durch ungünstige Betrachtungen über die chinesische Anticpe, noch durch die unpolitischen Verhältnisse irren machen.

Noch mehr aber als die Conserveigerung des Bahnenmarktes verleiht die Festigkeit des Montan- und Industriemarktes der Börse ihr Gepräge. Nur daß die Börse sich dieses Umstandes schwerer bewußt wird, weil die Hauptspielplätze in dieser Gruppe im Schranken von den beideten Sensalen gehandelt werden, und durch diesen Umstand der Kreis der Theilnehmer an der Bewegung beschränkt wird.

*) Edition de l'Aronie dramatique et littéraire. **) Bezeichnet von Dr. S. Böhl, Dr. A. Wolf und S. Commena. Vgl. die fünfte Seite „Franz Stelzhamer und seine Beziehungen zu Graf-Sinshausen und Salzburg“ von Heinrich Dietz, Salzburg, bei Schmidt, Dietz.

zugrunde liegt, die aber sehr Großes wird leisten müssen, um den hoch gespannten Erwartungen genügen zu können. In Deutschland wird die Wiener Bergbau Actie, deren Dividende für heuer um 2% höher als im Vorjahr in Aussicht gestellt wird, bei ihrem heutigen Course kaum ein höheres Ereignis abwerfen, als die preussischen Consols. Bei uns tragen Prager Eisen, Kima-Munawer, Preiser Kohlen-Actien u. theils ebensolche, theils weniger als die 4-2%ige Maironte.

Kunst und Leben.

Die Fremden der Woche. Berlin. Berliner Theater. „Der Geizige“ von Moliere. London. Coventgarden. „Harold“ von Edward Mallet, Musik von Cowen. Paris. Opera comique, „Guernies“ von Gailhard und Henzi, Musik von Vidal. Comédie française, „Comte de Noél“ von Maurice Rostand, „Fidèle“ von Pierre Wolff, „L'Amant“ von Jacques Normand.

Es gibt junge Herren, die um jeden Preis, um nur recht beliebt zu werden, ungeheuer „poshig“ sein möchten. Sie verleben die Stimme, drehen die Miene, verrenken den Leib, reden mit dem Bauche und bewegen mit den Beinen, freilich, grinsen und stolpern stets; mit Fleiß machen sie alles verkehrt und sie haben die Sucht, sich wie Affen zu gebärden.

Man schreibt uns aus Berlin: Was die Franzosen für die Kunst mitbringen, wissen wir. Sie haben ein feines Gefühl für Formen und Farben, das sie zu Zeiten durch andauernde Pressur anzubilden streben, und einen angeborenen Sinn für das Decorative. Kurz, sie haben das, was blendet, und was besonders uns Deutsche blendet, denen gerade diese Dinge fehlen.

Man schreibt uns aus Berlin: Was die Franzosen für die Kunst mitbringen, wissen wir. Sie haben ein feines Gefühl für Formen und Farben, das sie zu Zeiten durch andauernde Pressur anzubilden streben, und einen angeborenen Sinn für das Decorative. Kurz, sie haben das, was blendet, und was besonders uns Deutsche blendet, denen gerade diese Dinge fehlen.

saßen, als die Entel, die sich ihre Modelle auf den Boulevards auflesen mußten. Wie conservativ in der Kunst doch diese sonst so wetterwendigen Gallier sind!

Bücher.

Adolph Wagner: Mein Conflict mit dem Großindustriellen und Reichstagsabgeordneten Freiherrn v. Stumm-Halberg. Eine Streitschrift. Berlin. Saring, 1895.

Der durch die Tagespresse allgemein bekannt gewordene Streit Wagner-Stumm wurde in Maximilian Harden's „Zukunft“ ausführlich behandelt; die vorliegende Schrift ist ein Separatabdruck daraus mit einem neu hinzugekommenen Anhang über die Duellaffaire. Auf Stumms Denunciation im Reichstage mußte Wagner reagieren; und wenn er hierbei in seinen Ausdrücken etwas scharf wurde, war wollte es dem in seinem Inneren tief empörten Gelehrten verargen? Was er in der Hitze des Streites etwa zu viel gesagt hatte, war er bereit zurückzunehmen; aber verdient die öffentliche Erzählung einer Angelegenheit, wie der Stumm'schen Behauptung, daß der Berliner Rector gegen die Professoren habe einschreiten müssen, die sich dann als völlig unwahr erwies, etwa nicht als „leichtfertig“ bezeichnet zu werden? Gerade ein Mann wie Stumm hätte die Pflicht der Wahrhaftigkeit besonders ernst nehmen sollen.

Dr. J. Himmelbau.

Prof. Dr. Wilhelm Stieba: Der Befähigungsnachweis. Leipzig, 1895. Duxer & Hombot.

Die modernen wirtschaftlichen Stände treiben eine scharf angelegte Interessenpolitik. Ein jeder Stand ist tief überzeugt von der Wahrheit des Spruches (Faust, Walspurgisnacht):

„Dem freilich, da wir alles galten, Da war die rechte, goldene Zeit!“

So kann es auch nicht überraschen, daß der Handwerkerstand die Verbesserung seiner Existenz rücksichtslos anstrebt. In Oesterreich haben wir als Folge dieser Bestrebungen die „handwerksmäßigen Gewerbe“ mit dem Befähigungsnachweis und die in sicherer Aussicht stehenden weiteren Befähigungsgemäß dem Antrage des Prinzen Alois Reichensperg vom 23. März 1893. In Deutschland steht die Zustimmung des Bundesrathes zu dem im Reichstage angenommenen Befähigungsnachweis noch aus.

Dr. W. B. N.

Lobetanz. Ein Singspiel von Otto Julius Bierbaum. Verlag der Genossenschaft Pan, Berlin, 1895.

Das erste Buch, mit dem hier der Verlag der Genossenschaft Pan auftritt, ist mit künstlerischem Geschmaack ausgestattet. Als Schriftart wurde die kernige alte Schwabacher Type verwendet, in wohlthuendem Gegensatz zu dem charakterlos-glatten und eben darum heute sehr verbreiteten Antiqua-Drucke. Das Titelblatt zeigt eine schmale, fast achsensymmetrische Umrahmung und der grüne Wittenpapierdeckel eine ungemein liebentwürdiges Arabeskenzeichnung von Th. Th. Seine. Bierbaums Dichtung paßt vortreflich in dieses ausserordentliche Gewand. Sie nennt sich ein Singspiel und verlangt auch an den meisten Stellen musikalische Begleitung; es ist also begreiflich, daß sich über die künstlerische Wirkung noch nicht alles und über den Gehalt an charakteristischen Intentionen des Dichters überhaupt nicht viel sagen läßt. Er will hier eben mehr formal als charakteristisch verstanden sein — um die Worte der Philosophen zu sprechen. Jeder Freund Bierbaums wird sich dessen freuen, denn er erkennt, daß dieser Dichter darin das Wesen seiner Persönlichkeit gefunden hat. Bierbaum hat an der Kunst immer das Formelle mit liebevoller, fast ländernder Sorgfalt gepflegt; und nur aus der

Ferne, in Verleibungen und stilisirten Zügen vermag er das vielsagende, charakteristische Leben des Alltags durch seine Verse schimmern zu lassen. Man kann beinahe sagen, daß der deutsche Naturalismus an diesem romantischen Dichter des Materialischen und Decorativen spurlos vorübergegangen ist. Das Leben des Wirklichen hat ihn niemals beschäftigt; nur seine pittoresken Linien, seine „schönen Gesen“ nachzuzeichnen, ist sein Bestreben. Dazu bietet das Singspiel die richtige Gelegenheit. Hier sind die Menschen nicht Menschen, sondern Chöre und Costümpuppen; die Worte nicht Worte, sondern Mistel oder verschönerter Märchen dialect. Bierbaums Kunst kam hier also ganz zur Geltung kommen. Er erzählt die einfache Geschichte des fahrenden Sängers Lobetanz, der im fremden Lande die Neigung der Prinzessin erobert. Zur Strafe für diese böse Zaubertat soll er den Tod erleiden, doch seine Kunst rettet ihn davor und gewinnt ihm sogar die Prinzessin zur Frau. Um dieses kleine Ereignis aber schlingt sich ein reicher Kranz von Bildern und Liedern, wie das großangelegte Lied vom Tod und Zerber oder das Brautverlobtes, oder manch liebliches Frühlingslied. So geht alles in krauselnden Arabesken aus; und man denkt zum Schluß noch einmal an die so harmonisch dazu gestimmte Heine'sche Titelseizung, wo alles menschliche Leben steht und nur vier Chrysanthenen rechts und links sich in geistreichen Bindungen neigen. Alfred Gold.

Revue der Revuen.

Nr. 7 der „Akademischen Revue“ bringt einen instructiven Artikel von Thomassin über den gegenwärtigen Stand der neuerdings actual gewordener Frage der Londoner Universitätsreform. Schon vor 60 Jahren hatte man das Verlangen erhoben, daß die Universität der Metropole eine sowohl lernende als auch lernende Corporation sein solle, während das, was thatsächlich geschaffen wurde, eine ausschließlich examinerende Körperschaft war. Die Reformbedürftigkeit dieser Anstalt mußte immer klarer zu Tage treten und seit 1888 beschäftigten sich zwei königliche Commissionen mit der Abfassung von Reorganisations-Vorschlägen. Der eine Bericht dahingehend, es seien an der Universität regelmäßige hysamatische Lehrvorträge einzurichten, fand die Zustimmung des Senats und der Convocation der Graduierten, während eine andere Partei mit der Begründung, es sei unmöglich, daß bei den Prüfungen vollständige Gerechtigkeit herrsche, wenn die an der Universität inscribirenden Studenten zugleich mit jenen examiniert würden, welche ihre Wissen außerhalb der Anstalt erworben hätten. Gegen diesen nach unseren continentalen Begriffen ganz selbstverständlichen Vereinigungsvorschlag wird reformirischer Seite aus das heftigste opponiert. Lord Rosebery steht auf der Seite der Reformpartei.

Die belgische Revue „La Société Nouvelle“ enthält einen sehr gelehrten Aufsatz des Elie Reclus über den Todencultus und die Bestattungsgebräuche der verschiedenen Völker in alter und neuer Zeit, bei Christen und Heiden, sicherlich eines der interessantesten und belehrendsten Capitel der internationalen Völkerkunde.

Maarten Maartens, ein Holländer der englisch schreibt und dessen erstes Werk in deutscher Uebersetzung soeben erschienen, wird in der letzten Nummer der „Nation“ den deutschen Lesern vorgestellt. Einen Satyriker nennt ihn Ernst Heiborn, der ihn einflüßert und den Inhalt seines jüngsten Romanes erzählt. Eine moderne große Handelsstadt — Koopstadt nennt sie der Verfasser — wird darin geschildert, mit allen Fehlern, die sie zeitig, mit ihren reichbaren, materialistischen, phantastischen Menschen auf der Jagd nach Geld und Ehren, ihrer falschen, conventionalen Moral und inneren Depuration. Ein Moralist und Philosoph geht Maartens gern von Einzelnen in's Allgemeine, knüpft an das Geschehene die Betrachtung, oft sogar ein wenig zum Schaden des Fortanges der Handlung; aber es sollen treffliche Sittenschilderungen aus seiner Heimat sein, die er gibt. Dazu bringt immer wieder verjöhrend das warme Mittel die der Menschheit durch, denn mit dem scharfen Verstand ist ein inniger Pyrrismus gepaart, ein großer Fond von Güte und Menschlichkeit und wahrer tiefer Besorgnis. Sein Streben ist auf Verinnerlichung gerichtet, und so ist es eine heilsame Reaction, welche Maartens in die holländische Schriftstellerei bringt, die im letzten Jahrzehnt ganz unter dem Zeichen des Naturalismus gestanden.

Die Mai-Nummer des „Mercurio de France“ bringt einen Aufsatz des Ernest Raynaud, eines Vertreters der jüngsten Dichterschule Frankreichs, welche sich die romantische nennt. Er sagt, diese Renaissance sei keine künstlich hervorgerufenen, einer Dichterkraume entspringende. Wer die literarische Bewegung der letzten Jahre einigermaßen verfolgt, müsse zugeben, daß sie unvermeidlich war. Schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, unter dem Eindruck der neuer erschienenen Werke Goethes, und denen des Nonfart, die Sainte-Beuve neuerdings an Licht gezogen, wäre dieselbe zu erwarten gewesen; aber der Einfluss Victor Hugos wirkte entgegen, und so mußte die französische Literatur die Romantiker, die Decadenten und Symbolisten über sich ergehen lassen, bis endlich die Nothwendigkeit, gegen die Barbarei des Stils, die Verlehnung der Gedanken, den unfruchtbarsten Pessimismus anzukämpfen, die romantische Schule gebar. Im Gegensatz zu Taine und seinen Nachfolgern, die den Künstlern zuriefen, sie müßten in ihrer Zeit wurzeln, wenn sie auf Nachruhm rechnen wollten, glaubten die Anhänger der romantischen Schule, ein Kunstwerk müsse, wenn es bestehen wolle, außer dem Stempel seiner Zeit noch das Kennzeichen von etwas Unvergänglichem, Ewigem, eine unsterbliche Wahrheit in sich tragen, nicht die Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Zeit, sondern die Menschheit in ihren allgemeinen Zügen widerpiegeln. Er weist den Vorwurf zurück, als wollten er und seine Gefinnungsgenossen die alten Meister nachahmen, behauptet, sie sehten zu den alten Dueten der Dichtkunst nur zurück, um sich dadurch zu inspiriren, und sagt schließliche die eben erschienenen Werke: „Eriphyle“ von Moreas, „Le chemin de Paradis“ von Maurras, „Les Métamorphoses des Fontaines“ von Tailhade und „Le Bocage“ von M. de Maistre, (deren Besprechung der Artikel eigentlich gilt), geben Zeugnis dafür, daß es das einzige Ziel der Gelinder und Anhänger der romantischen Schule sei, die einzige französische Kunst zu ihrer wahren Bestimmung zurück zu führen. In einem weiteren Artikel gibt Albert Mockel ein prächtiges Bild des stänischen